



Feuilleton

Nachdruck verboten.

Die böse Braut.

Novellette von Alfred Friedmann.

In diesen Tagen der Frauenbewegung und Frauenherrschaft soll auch noch einmal die Geschichte von der bösen Braut erzählt werden.

Sie wohnte im Westen in einer sehr noblen Straße, sehr fein erzogen, und besonders auf ihre Herzensbildung wurde von Seiten ihrer Eltern viel Werth gelegt. Diese wackeren Leute, schnell reich geworden, erinnerten sich noch immer ihrer einfachen Herkunft aus dem kleinen Städtchen und hatten noch von ihrer Sippe gehört: „Ehrlich währt am längsten.“

Sie versuchten, dem Kinde, dem jungen Mädchen, diesen und ähnlichen schönen Grundsatz in Fleisch und Blut übergehen zu lassen. Wir sind ja schließlich alle gut, bis uns die Gelegenheit die Versuchung zwingt, den wahren Adam unserer Natur heraus zu kehren.

Der Seelforger Bella's hatte sein Hirnkind eingesehnet. Später lernte sie auf den Tanzstunden, Kränzchen, Waldfahrten allerlei junge Leute und den so jugendlichen Flirt kennen. — Nach vielen mißlungenen Versuchen, ihr Herz wirklich zu entdecken, machte sie im Salon einer Freundin ihrer Mutter die Bekanntschaft Bertram Dehnborg's. Er war Musiker und hatte sonst nichts. Alles stimmte gegen die Heirat und der Widerspruch wachte in Bella's Innersten etwas, das sie bis zu dieser Epoche ihres Lebens noch nie gekannt, gefühlt: Leidenschaft.

Sie veranlaßte sich in ihrer Liebe dergestalt, daß sie all ihre Lieblingsbeschäftigungen aufgab und nur noch für den an- oder abwesenden Bertram Dehnborg lebte, wehte, sann, intriguierte.

Sein Talent hatte er noch nicht bethätigt. Sie wollte für ihn eine Stelle an einem Konservatorium erwirken und bei den Beziehungen ihres kommerziell-räthlichen Vaters und dessen Umkreis schien etwas, durch Protektion, wenn nicht durch Begabung zu erreichen, nicht außerhalb der vier Ecken unseres runden Sommerhofs zu liegen.

Bertram seinerseits besaß riesigen Ehrgeiz. Er ließ sich von Bella lieben, es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß ein so reiches Weibkind sich ihm zusagen, an Hals und Kopf warf. Wenn sie ihm Vorwürfe machte, daß er nicht all seine Zeit auf dem Smyrnatteppich des väterlichen Salons zu ihren winzigen Füßen verbrachte, so antwortete er:

„Ich arbeite, meine liebe Bella!“

„Aber hier steht doch auch ein Klavier!“

„Inspiration ist wie der Adler!“ entgegnete er. „Beide fliegen stets allein.“

Bella schmolte dann.

Aber eines Tages stürzte Bertram triumphierend in besagten Salon.

„Bella! Sieh!“ rief er und umarmte sie — in Gegenwart der noch schönen Kommerzrätin. — „Meine Oper ist angenommen!“

„Deine Oper! Wir wußten ja gar nicht, daß du eine schreibst.“

„Geheimnißräuber!“ rief die Mutter, lächelnd und geschmeichelt.

„Glückspilz!“ flüsterte Bella.

„Ja. Musik und Libretto sind von mir meine Lieben!“

„Also du dachtest auch! Und wir hast du noch kein Sonett, kein Liebeslied gedichtet, komponiert!“

„Kommt! Erst das Geschäft, dann das Vergnügen!“

Von diesem Moment an lebte Bertram nur noch für die Bühne. Proben, Unterredungen mit dem Direktor, dem Regisseur, Klavierübungen mit der Primadonna, dem Tenor, dem Bariton etc., und die reizenden Melodien für das fünfzügige Ballett. Wo war ihm Bella? Sie hieß ihn jetzt Pecuba.

Sie kannte die ersten Thränen.

Die Eifersucht erpreßte sie den schönen, glanzgewohnten Augen.

Man hielt erst am Anfangsstadium und schon sah sie Bertram mit der ersten Sängerin flirten. Die Rollen waren noch nicht ausgeschrieben, und schon meinte sie, alle Vallerinen wackten sich ihren Verfallerliebstes fireitig. Sie theilte ihm ihre Befürchtungen und Besorgnisse mit.

„Sei kein Narrchen, Bella! Ich weiß mir vor Arbeit nicht zu helfen. Wer einen großen Schlag thun will, muß Tag und Nacht das kleinste bis aufs feinste herausarbeiten, teilen! Wer eines Tages stolz vor der Öffentlichkeit stehen will, muß sich sehr, sehr lange der Einsamkeit ergeben haben. Ich spreche täglich bei allen Redaktionen vor, ich bereite Stimmung für mich und mein Werk, und während du glaubst, daß ich Frauen den Hof mache, umlatte und umschmeichle ich — Männer, die Generale der sechsten Großmacht, der Presse!“

Wirklich erschienen einige Notizen in den tonangebenden Blättern, jenen vielgelesenen Tageszeitungen, die dem Publikum jedes Jahr den Roman aufzwingen, den man gelesen haben muß und den man doch — oft nicht gelesen haben kann! Man weiß im Vorhinein: Bertram Dehnborg's Oper ist die, d — b — e Oper!“

Aber, sagt sich Bella, wenn er die Braut für eine noch nicht gegebene, noch nicht durchgefallene Oper, also vernachlässigt wie wird es mit der angeheirateten, rechtmäßigen Gattin nach eins, zwei, 12 Jahren sein?

Sie sinnt auf Aenderung und je mehr Anforderungen sie an die Zeit, die Arbeitskraft Bertram's stellt, je mehr sie ihn von seinen ehrgeizigen Zielen abdrängt, jenseit wird sie ihm zur Last, und im umgekehrten Verhältnis der Quadrate der Annäherung mit diesem einigen Verhältnis — geliebt.

Und eines schönen Tages — recht häßlich war er — gab es zwischen den Brautleuten die erste Scene. Vorwürfe von jeder Seite — man nennt sich — statt des Kusses — Thätzchenklappen. — Aerger — Weinein — Neue.

Neue? Nein, Bertram bereut nicht. Er ist noch jung, er kann noch Großes schaffen — wie haben alle Meister, von Mozart bis Wagner gekämpft, gelitten, gehungert, bis sie ihre Namen zwischen die unsterblichen Sterne geschrieben!“

Ein Postamt.

Bertram tritt ein, kauft sich einen Kartenzettel, beschreibt ihn voll mit ärgerlichen Schriftzeichen und eine Stunde später — die Post reitet schnell — liest Bella mit nach- und nachschließenden Thränen:

„Theure Bella-Braut!“

„Es muß ein Wunderbares sein, um die Liebe zweier gleichgearteter Seelen. Ich bin, und vor Allem, noch ehe ich Mensch, noch viel früher als ich Liebender bin ich Musiker! Und ich, der ich das verstehen muß, finde keinen Ein- und Gleichklang zwischen uns. Ich suchte Liebe, nicht Millionen. Liebe — auch in mir. Du stellst meinen Beruf unter Alles; ich hebe ihn über Alles. Machen wir uns nicht unglücklich. Scheiden wir — heute noch als gute Freunde!“

Dein Bertram, Musika!“

Bella schwor ihm Rache. Sie ließ ihn aus-Selbstgefühl für den Augenblick ziehen aber — es gelang ihr, in einem unbewachten Zustand der Junggefellenswohnung Dehnborg's, in sein Heim einzudringen, und — die auf dem Klavierpult offen stehende Partitur seiner unsterblichen Oper zu — stehlen!

Es war seine einzige Kopie. Die Fäden, auf die er die ersten Eingebungen götterhafter Stunden hingeworfen, die Korrekturen und Verbesserungen blieben vernichtet, die alleinige, reinliche Reinschrift, sorgsam in Maroquin gebunden, stand auf dem Notenpult — und war und blieb fort.

Der Direktor, der wirklich große Stücke auf die Partitur gesetzt, das Libretto humor- und geschmackvoll gefunden, war außer sich, er hatte Vorschläge gegeben — Kostüme bestellt — was thun? Wochen verstrichen. Der Winter, die Saison war verloren.

Bertram ging kummervoll, gramverloren umher.

Er vermochte es nicht, über sich zu bringen, von Neuem, aus dem Gedächtnis zu arbeiten, oder gar an Opus 2 zu denken. So ist dem General nach verllorener Schlacht, der Mutter nach dem Tode ihres Lieblings, zu Muth.

Eines Tages verrieth sich Bella. Sie plauderte das Geheimniß der verlorenen Handschrift aus.

Bertram, entzündt, sein Werk, ein Wdöniz, neu entstehen zu sehen, entsandete einen Freund, der alles versprechen darf, auf

jede Bedingung eingehen mag, wenn nur Bella das Manuscript herausgibt.

Sie thut es.

Sie sind aufs Neue verlobt.

Die Oper wird abermals einstudirt. Dank den Zeitungen ist kein Billett zu haben. Es ist zugleich der Tag der Vermählung Bertram's und Bella's. Aber um Mittag zeigt sich kein Bertram. Er ist auf den Proben. Er hält den Dirigentenstod. Er korrigirt die Primadonna und streichelt den Tenor. — Bella ist wüthend und sinnt auf Rache.

Was gelingt nicht dem Muttertöchterchen, dem einzigen Kinde der Millionenerbin?

Am Abend bei Beginn der Vorstellung ist der Tenor, ein bildhübscher Mensch mit schwarzem Schnurrbartchen, nicht zu finden. Die Vorstellung beginnt gar nicht, wird abgesetzt. Bella hat ihn umspinnen, ihm ihre Millionen zugejagt, sich mit ihm verlobt. Er verbringt den Abend bei seiner neuen Familie und hat geschworen, der Bühne zu entsagen.

Run, Bertram ist ja unsterblich! Er kann warten.

Rochuslose à 2 Mk. jedes 11. Los gewinnt, muss jeder spielen. 1592/70

Die besten und haltbarsten
schwarz-wollenen Kinder- und Damen-

Strümpfe

kaufen Sie in reichhaltigster Auswahl und in allen Preislagen am billigsten in dem Strumpfwarenhaus von

L. Schwenck, Mühlgasse 13.
Grgr. 1873. 7895

Rheinisch-Westf. Handels- und Schreib-Lehr-Anstalt,
Wiesbaden, Rheinstraße 103.

Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf. 3-, 4- und 6-Monats-Kurse. Einzelne Lehrfächer. Kostenloser Stellennachweis. Prospekte gratis und franko. 6397

Schlachten Sie?

und wollen eine vorzügl. schmeckende Wurst haben, so empfehle Ihnen meinen feinsten neuen **Bamberger Majoran**, sowie sämmtl. Kräuter und Gewürze bester Qualität zu billigen Preisen. (Größere Posten zu en-gros-Preisen). 921

Rneipp-Haus, nur Rheinstraße 59.

Nur prima Waren. **Geschw. Meyer.** Reellste Prinzipien.

Unser

Weihnachts-Verkauf

mit ganz bedeutender Preisermässigung erstreckt sich auf sämtliche Artikel unserer reich sortierten Läger in

Kleider- und Blousenstoffen, | Weisswaren, baumw. Waren,
Echarpes und Tüchern, | Coultens, Bett- u. Tischdecken,
Unterröcken, fertiger Wäsche. | Schürzen jeglicher Art.

Angesammelte Reste zu Kleidern, Blousen etc.

Langgasse 9. enorm billig. Langgasse 9.

2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 287.

Donnerstag, den 8. Dezember 1904.

19. Jahrgang.

Vom Kartenlegen.

Von Wilhelm Bretag.

(Nachdruck verboten.)

Ein berühmter Kartenleger aus der Mitte des 19. Jahrhunderts war Graf Lenormand, der die ganze Welt bereiste, um seine Kunst zu üben. Ein amerikanischer Detektiv, Deutscher von Nationalität, machte ihm eines Tages in Chicago einen Besuch, um zu sehen, was hinter seiner Wahrsageri stecke; doch lassen wir den amerikanischen Fahnder selber erzählen:

Ich hatte, um weder von dem Grafen, noch von einem seiner zufälligen Besucher erkannt zu werden, meinen Bart herunter-schneiden lassen, einen gewöhnlichen Arbeiteranzug angelegt und ein schwarzes Pechpflaster über mein rechtes Auge geklebt, so daß ich in diesem Anzuge von meiner eigenen Frau nicht erkannt worden wäre. Grund zu dieser Vorsichtsmaßregel lag in meinem Glauben, daß ich zu bekannt sei, um es nicht jedermann zu ermöglichen, mir meine Lebensgeschichte zu erzählen und aus den Prämissen der Vergangenheit logische Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen.

Ich ging absichtlich mit schweren, stolpernden Schritten die Straße Nr. 215 der S. Clarkstraße hinauf und klopfte hart, wie mit einer eisernen Arbeiterfaust, an die nächste Tür. Dieselbe öffnete sich, und es erschien in ihrem Rahmen eine lange Figur, deren scharf markierte Züge von dem aus der Türöffnung hervor-dringenden Lichte beleuchtet waren.

„Sind Sie der Kartenkünstler?“ fragte ich deutsch.
Der Mann lächelte und sagte in derselben Sprache: „Nein, ich bin es nicht; aber Sie sind hier recht. Treten Sie ein, der Herr Graf wird gleich erscheinen.“

„Graf? A bah, wie haben hier keine Grafen.“

„Herr Lenormand ist ein Franzose.“

„So? Na, dann will ich wieder gehen, französisch spreche ich nicht.“ Und ich machte eine Bewegung nach der Treppe.

„Das ist kein Hindernis,“ entgegnete der andere. „Ich bin der Agent, spreche deutsch und übersehe Ihnen alles!“

„Gut denn!“

Ich trat ein, nahm schwerfällig auf einem Divan Platz und besah mir das Zimmer. Es war mit einem Teppich belegt und hatte in der Mitte einen runden Tisch, auf dem Albums lagen. Rechts waren zwei Fenster, links zwei Türen, zwischen welchen abwechselnd Tische standen; zwei sich gegenüberstehende Divans und einige Stühle vervollständigten das Moblement. An den Wänden hingen einige Bilder, unter denen nur das Porträt Lenormands in einer auffälligen Garderobe und das einer Herzogin an grand toisau merkwürdig waren. Es fehlte im Zimmer an jeder sinnberührenden Ausstattung, welche Reizen und Reizenmeister lieben, um ihre Besucher in Aufregung zu versetzen, und das gefiel mir, denn ich verachte Hofspokas und Abrakadabra so gut wie jeder andere vernünftige Mensch.

Der Herr Graf, dem ich gemeldet worden war, ließ lange auf sich warten. Er sei erschoffen von vielen Konsultationen, sagte mir sein Agent, und ich hätte Mühe, mir den letzteren zu be-treiben. Er war ein Mann von 30 bis 35 Jahren, hochge-wachsen, mager, elegant gekleidet, mit Brillenträgern an den Fin-gern und feinem Haar. Er suchte ein Gespräch mit mir an-zuknüpfen, dem ich auswich, da ich auch nicht den geringsten Anhaltspunkt geben wollte, um meine Person zu beurteilen. Der Agent reichte mir ein Album; ich blätterte in den Fingern an meiner Nase und blätterte darin herum, ohne das geringste Verständnis zu verraten.

„Hübsche Puppen das!“ sagte ich endlich und deutete auf eine Reihe Photographien, welche nach griechischen und römischen Statuen genommen waren.

In diesem Augenblick öffnete sich eine der Türen links und Herr Lenormand trat leise ein. Ich hatte mich so gesetzt, daß mein Gesicht beschattet war, und sah ihn nicht zu bemerken —

„Die Puppen“ interessierten mich plötzlich.

„Der Herr Graf erwartet Sie, mein Freund!“ sagte endlich der Agent. Ich klopfte mein Album zu, nahm es unter den Arm, indem ich mich schnell erhob, und machte eine listige Verbeugung.

Der Graf lächelte, streckte mir die Hand entgegen und sagte: „Monsieur, je suis a votre service!“

Ich pugte mir verlegen die Hand an der Blouse, reichte sie Herrn Lenormand und sagte: „Mir verzeiht!“

„Der Herr Graf ist bereit!“ übersehte der Dolmetscher.

„Ich auch!“ erwiderte ich.

Es wurde nun der mittlere Tisch abgeräumt, ein dreiarziger Tisch darauf gestellt und die Karten aufgelagt; ich hatte in-dessen Gelegenheit, den Grafen zu betrachten. Es ist ein schlank gewachsener Mann mit feinen, regelmäßigen Zügen, großen Augen, einem eigenartig geschnittenen Mund, aristokratischen Hän-den und Manieren, reinem, fast weiblichen Teint und sonderbar frisiertem Haar. Er trug einen braunsammetnen Kofolozod mit roten Goldfäden an den Ärmeln und rote Schuhe mit Schnallen, die zu dem Rock paßten. Ueberhaupt muß ich gestehen, daß der Graf ein schöner Mann ist, dessen Figur, Manieren, Sprech-weise und Gesicht zu dem Heidamen Anzug aus der Kofolozod vollständig paßten. Er erinnerte mich unwillkürlich an den Magier aus den Dumas'schen „Memoiren eines Arztes“ und kam mir vor wie ein posthumer Coter, der seine Zeit überlebte und aller-lei Geheimnisse und zauberkräftige Wundertränke kennt, die ihn

jung erhalten im Laufe der Jahrhunderte. Die Gestalt beein-flusste mich so, daß ich mich zusammennehmen mußte, um nicht aus meiner Rolle zu fallen, als er mich durch seinen Dolmetscher fragen ließ, ob ich von meiner Zukunft, von der Gegenwart oder von der Vergangenheit etwas wissen wolle.

Ich drehte meine Kappe scheinbar verlegen in den Händen herum und sagte: „Ja, wissen Sie, von meiner Vergangenheit weiß ich halt schon alles selbst, ich möchte gern in Bezug auf die Gegenwart eine Frage tun.“

„Der ist dummer, als die Pariser Polizei erlaubt,“ sagte Lenormand zu seinem dolmetschenden Agenten; „er soll sagen, was er zu wissen wünscht!“

„Tun Sie die Frage!“ übersehte der Agent.

„Sehen Sie,“ sagte ich, indem ich mich sehr umfah, als fürchtete ich mich, belauscht zu werden, „sehen Sie, ich habe mich da in eine Spekulation eingelassen, die nicht ganz von der Polizei gebilligt wird, und da möchte ich wissen, wie das ausgeht.“

Lenormand ließ von mir die Karten abheben, mischte und legte sie; dann sagte er kopfschüttelnd zu seinem Agenten: „Ich habe entweder keine gute Hand heute Abend, oder der Mann mystifiziert uns!“ Mit diesen Worten strich er die Karten zu-sammen, mischte wieder, ließ von mir doppelt abheben, legte die Karten und stand dann auf.

„Mein Herr!“ sagte er direkt zu mir, ohne sich an seinen Agenten zu wenden, „Sie sind nicht, wer Sie scheinen, denn Sie haben keine verbotene Spekulation im Sinn. Sie sind auf der Reise, kommen von einer großen Stadt, verfolgen jemand und sind in augenblicklicher Lebensgefahr; hier links von Ihnen liegt Treff Vab, darunter eine Schlange, darüber ein Fuchs, seien Sie auf Ihrer Hut!“

Diese häufig, mit französischer Lebhaftigkeit hervorgerufenen Sätze frappten mich, und ich wäre fast so sehr aus meiner Rolle gefallen, daß ich französisch geantwortet hätte, wenn mir nicht rechtzeitig eingefallen wäre, daß mein Gesicht im Schatten war und daß deshalb der Graf nicht gut das Gesicht meiner Gesichtsmuskeln gesehen haben konnte.

Ich schüttelte den Kopf und sagte zu dem Agenten: „Wissen Sie, wenn ich das verstehen soll, so müssen Sie mir's überlegen!“

Der Dolmetscher tat das, und ich gewann Zeit, mich zu sammeln. Als er zu Ende war, lachte ich. „Da haben Sie sich wohl versehen oder die Karten für die vornehmen Leute genommen! Ich bin ein armer Teufel, der kaum das liebe Brot hat, und reise nie, außer wenn sie mich zwingen, und dann ist's nie sehr weit.“

Als der Agent das überseht hatte, schüttelte der Graf den Kopf und sagte: „Das versteht ein anderer! Fragen Sie ihn, ob ich ihm etwas aus seiner Vergangenheit sagen soll.“

Ich bejahte, und Lenormand sagte mir aus den Karten, daß ich als Offizier den letzten Krieg mitgemacht habe, daß ich schwer verwundet wurde, totkrank lag und eine Dame heiratete, der ich vielen Dank schuldig sei, daß ich Kinder habe, von denen eins krank liege, jedoch ohne Todesgefahr, und daß mich ein Glück erwarte.

„Welches Glück?“ fragte ich.

„Da müssen wir die Karten der Zukunft nachsehen!“

Lenormand legte die Karten noch einmal.

„Sobald Sie nach Hause kommen,“ übersehte der Dolmetscher, „erhalten Sie eine Todesnachricht übers Meer. Es steht ein entfernter Verwandter, den Sie überleben. Über Ihnen selbst droht in nächster Zeit eine Todesgefahr, der Sie nur mit Mühe ent-gehen. Sie sterben nicht durch Mordmord, wohl aber im Gefängnis oder am Miasma!“

Ich war nachdenklich geworden. Die Daten aus meiner Vergangenheit stimmten auffällig, und auch das, was sich auf die Gegenwart bezog, war richtig. Warum sollte das, was er von der Zukunft sagte, nicht eintreffen.

Ich dachte als Kapitän unter Segel, ich wurde bei Bull Run schwer verwundet. Meine Pflegerin im Hospital, der ich mein Leben verdanke, wurde meine Frau, und gestern erhielt ich von ihr einen Brief, worin sie mir mitteilte, daß unser kleines Gretchen an den Mästen krank liege. Ich selbst befand mich als Vereinigte-Staaten-Detektiv auf der Fahrt von falschen Münzen, und das sind nicht selten desperate Charaktere.

Aus den Gedanken, in welche ich versunken war, weckte mich die leichte Hand des Grafen, die mir derselbe auf die Schulter legte.

„Wollen Sie sonst noch etwas wissen?“

„Nein, Herr Graf,“ sagte ich, mich diesmal der französischen Sprache bedienend, „ich bin befriedigt; was ist meine Schuldigkeit?“

„Nach Belieben! Für einen so vortrefflichen Schauspieler, wie Sie sind, habe ich keine Tage!“

Ich bejahte und ging nachdenklich fort.

Der Mond stand im ersten Viertel am Himmel, und Süd-Clark-straße war noch recht belebt. Ich dachte über das Gehörte nach. — Auf der menschlichen Randalphstrasse, über die ich gehen mußte, um in meinem unscheinbaren Gasthof zu ge-langen, hatte ich plötzlich und wohl infolge der Kartendeckel ein Gefühl, als ob jemand hinter mir sei. Ich fühlte nach meinem Revolver, drehte mich dann schnell um, und vor mir stand einer derjenigen, die am wenigsten Grund hatten, mich zu fuchen. Es war ein großer, schlummer und in unseren Kreisen als desperat verführerischer Dursche, der schon oft Bekanntschaft mit dem Jack-haus gemacht hatte. Als er sich mir Auge in Auge gegenüber-

setzte, suchte er zusammen, sprang zwei Schritte zurück und schlug ein Pistol auf mich an, dessen Kugel ich nur dadurch auswich, daß ich mich gegen den Desperaten warf und ihn durch die Wucht meines Anpralles niederlegte. Er verlor bei diesem Anlauf sein Pistol, und es gelang mir, ihn noch ehe das Aemgeseinde anzuheben, als der Schuß die Polizei zu meiner Hilfe herbeirief.

Der Dursche gestand im Vorverhör, daß seine Kameraden von meinem Hiersein unterrichtet gewesen seien, mich beobachtet hätten, und daß ihn das Los getroffen hätte, mich zu beseitigen. Jener Freitag Abend war zu dem „Joh“ bestimmt gewesen, und ohne Graf Lenormands Karten, die mich mißtrauisch machten, läge ich vielleicht in dem sauberen Chicago River, das unan-genehmste Grab, welches ich mir denken kann.



Ein Gespärparagraf der strengen chinesischen Etikette lautet: „Sprichst du mit einem anderen, so erhebe seine Person, seine Eigenschaften, alles, was ihm angehört oder sich auf ihn bezieht, mit den höchsten Lobsprüchen. Du selbst aber sprich von dir und deinen Eigenschaften und Angehörigen stets in tadelnder Weise, damit niemand dich der Unhöflichkeit zeihen und der Nichter die keine Bombastie zuerkennen möge.“ Laut dieses Gesetzes gehalten sich die Unterredung zwischen zwei einander fremden gebildeten Chinesen nach folgendem Schema: „Welches ist der ehrenvolle Name, der das Glück hatte, die Verdienste eines so seltenen Mannes, wie Du es bist, zu bezeichnen?“ — „Die er-bärmliche, nichtsbedeutende Benennung eines so gemeinen Keils, wie ich es bin, lautet Wong. Wong heißt zwar ein Feuchtkäfer; aber denke nicht daran, sondern an eine alte Bratpfanne, die man auch Wong nennt.“ — „Wo befindet sich Deine glückliche, glänzende Palastwohnung?“ — „Meine elende, löcherige Hütte steht in der traurigen Stadt Sachan.“ — „Wie viele berühmte, bild-schöne, hoffnungsvolle Kinder hast Du?“ — „Ich habe fünf Bängen, wahre Affengefächter, welche nicht wert sind, daß ihnen täglich zwanzigmal von Deinem ergebenen Diener die nichts-würdigen Buckel geprügelt werden.“ — „Wie ist die hohe Ge-sundheit Deiner ausgezeichneten, schönen, jungen, tugendhaften Gemahlin?“ — „Mein häßliches, boshaftes und lüderliches altes Weib bringt Dir die Grüße dar, die sie am besten für sich selbst bezieht.“

In Paris waren die Bronchialkatarrhe an der Tages-ordnung. Als ein sehr wirksames Mittel dagegen empfahlen die Pariser Aerzte Jodeinpinselungen. So empfahl seinerzeit, wie der „Figaro“ erzählt, ein Arzt auch der Gattin eines bekannten Malers, die an einem heftigen Bronchialkatarrh litt, sie möge sich von ihrem Gemahl den Rücken mit Jod einpinseln lassen. Der Maler ist natürlich sofort bereit dazu. Man holt in der Apotheke Jod und einen Pinsel, und der zärtliche Gatte macht sich an die Operation. Kaum hat er jedoch zu pinseln angefangen, so erwacht der künstlerische Instinkt in ihm, und er pinself seiner Gemahlin die Kontouren einer reizenden Landschaft auf den Rücken. Eine Viertelstunde lang hält die Arme still. Als aber die Pinsel nicht aufhört, wird sie endlich doch ungeduldig. „Einen Augen-blick noch,“ begütigt sie der ganz vom feinen seines Schaffens er-griffene Gemahl, „ich sehe nur noch meinen Namen unter die Zeichnung, und dann kannst Du damit in die Ausstellung gehen.“

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer, Taunusstr. 4.

R. Weidemann, Wiesbaden.

Gr. Burgstrasse 17.

empfiehlt sein grosses Lager alter u. neuer
ochter italien. u. deutscher Meistergeigen
u. Celli. Grosse Auswahl aller sonstigen
Instrumenten, Musikwerke u. Zubehör. 769
Atelier für Streich-Instrumentenbau und
Reparatur.

Auch Theilzahlung!
Grammophon und Platten.

Paul Jäntschi,
Uhrmacher,
3 Paulbrunnenstraße 3,
empfiehlt als passende Weihnachtsgeschenke
sein großes Lager in:
Uhren, Gold- und Silberwaren.

Silberne Herrenuhren	von Mk. 10.— an,	
Silberne Damenuhren	von Mk. 10.— an,	740
Gold. Ringe, gelb. gestempelt.	von Mk. 2,50 an,	
Silberne Armbänder	von Mk. 2,50 an,	

Reparaturen werden in eigener Werkstatt sachmännisch ausgeführt.

Juwelen, Gold- und Silberwaren

Uhren empfiehlt in reichhaltiger Auswahl zu sehr billigen Preisen Fritz Lehmann, Juwelier und Goldschmied, 3 Langgasse 3, an der Marktstrasse, Telefon No. 3143. An Reparaturen berechne nur die Selbstkosten. — Brillanten, altes Gold und Silber nehme zum höchsten Werthe in Zahlung. 885

Wilh. Sulzer, Inh.: Fr. Schuck
Telephon 616
Papierhandlung, Marktstrasse 10.
am Schlossplatz, Wiesbaden, im Hotel „Grüner Wald“.
Specialität: Schreibwaren für Geschäfts- u. Privat-Bedarf.
Luxuspapiere — Lederwaren — Schreibmaschinen.
Vertreter von J. C. König & Ebhardt, Hannover und Seidel & Naumann, Dresden.





Nr. 48

Donnerstag, den 8. Dezember 1904.

19. Jahrgang



Russisch.

Militärhumoreske von E. von Geiersberg.

(Nachdruck verboten.)

Der Regimentsadjutant war soeben im Bureau erschienen. Er zog seinen Mantel aus, hauchte seinen Degen los, kühlte sich in seine bequeme Joppe, steckte seine Pfeife an und streckte mit einem Ausdruck von Wohlbehagen auf seinem schmalen, von der Sonne gebräunten Gesichte seine Beine unter den Schreibtisch. Einen Augenblick später wurde angelockt, und die vierschrötige Unteroffiziergestalt des Regimentschreibers schob sich durch die Tür hinein.

„Ich bringe die Akten, Herr Leutnant!“

„Schön! Legen Sie den Kummel nur dahin. Sicher nichts Wichtiges dabei, was?“

„Doch, Herr Leutnant, eine Depesche von der Brigade.“

„Herrje, was läßt denn der General jetzt wieder über unserm Haupte schreiben? Will er etwa seine Epauletten bei uns glänzen lassen?“

Das breite Gesicht des Unteroffiziers verzog sich zu einem verständnisvollen Grinsen.

„Der Herr General befiehlt eine Inspektion der Mannschaften und Unteroffiziere in der russischen Sprache.“

„So? Na, das wird dem Oberst Vergnügen machen. Von den Offizieren ist keine Rede.“

„Jawohl, die Offiziere will der General auch sehen.“

Der Adjutant fluchte leise. Er nahm die Depesche, las sie durch und ließ sie mit einem Ausdruck des Schreckens auf den Tisch fallen.

„Und morgen soll die Geschichte schon stattfinden? Das ist rasend schnell! Dann schicken Sie mal schleunigst eine Ordonnanz mit der Depesche zum Oberst und eine zweite Ordonnanz mit einer Abschrift an den Leutnant von Kimolinaen.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Der Unteroffizier verließ das Zimmer, und der Adjutant stürzte sich Hals über Kopf in die angekommenen Akten. Aber er sollte nicht lange Ruhe haben, denn gleich darauf erklang der mit Sporengeklirr markierte Tritt des Kommandeurs im Flur, und der Adjutant sprang auf, um den Chef in seinem Bureau aufzusuchen.

„Morgen, Schmille!“

„Guten Morgen, Herr Oberst!“

Der Kommandeur strahlte; er war sichtbar sehr vergnügt von seinem Morgenritt zurückgekommen und hatte von dem telegraphischen Befehl, der die Garnison getroffen hatte, noch keine Kenntnis genommen. Der Adjutant tat sein Bestes, um seinem wohlwollenden Brotherrn-Chef diese Nachricht so vorsichtig wie möglich beizubringen; aber nichtsdestoweniger entlud sich ein Unwetter, wie es allein bei einem Obersten, der durch einen Inspektionsbefehl überrumpelt wird, losbrechen kann.

„Ich habe den Tagesbefehl schon ausgeschrieben. Sie brauchen ihn nur zu unterzeichnen, Herr Oberst.“

„Ja, aber Schmille, was sollen wir anfangen? Haben die Kerls überhaupt eine blasse Ahnung von dem Russischen?“

„Oh, ich glaube schon, daß sie die deutschen und russischen Buchstaben von einander unterscheiden können.“

„'s ist 'ne verfluchte Geschichte. Die Menschen können nicht einmal Deutsch, und nun sollen sie auch noch Russisch lernen.“

„Ja, Herr Oberst, es ist nun mal befohlen.“

„Sie haben recht, Schmille. Es ist befohlen; und da es befohlen ist, muß es geschehen. Sehen Sie sich mal schleunigst auf Ihren Gaul und suchen Sie möglichst alle Kompanie-Chefs zu benachrichtigen. Die armen Menschen müssen doch vorbereitet sein.“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

Eine tiefe Verbeugung von seiten des Adjutanten, eine freund-

schastliche Händbewegung des Obersten und dann noch ein freundliches: „Reiten Sie mit Gott! — Halt! Noch eins: Ich will die Herren Offiziere sofort nach dem Einrücken im Offiziers-Speisesaal sprechen.“ —

Eine allgemeine Verblüffung entstand unter den Anführern des Regiments. Die größte Angst stand aber der Oberleutnant von Kimplingen, genannt Kimplowitsch, aus. Er hatte sein Examen im Russischen mit Glanz bestanden und war nun verpflichtet, in seinem Regiment die Kenntnis der russischen Sprache zu verbreiten. Er war vollständig mit dem Stand dieser Wissenschaft bei seinen Schülern vertraut.

Am nächsten Morgen um neun Uhr waren alle Kompagnien angetreten. Sie sollten bataillonsweise im Exerzierhaus inspiziert werden. Der Herr General zog aber das abgekürzte Verfahren vor, aus jeder Kompagnie die zehn besten Russen und die fünf besten Unteroffiziere zu wählen und dann das gesamte Regiment in einem zu inspizieren. Das war ein Vorschlag zur Güte, der dann auch von dem Obersten mit Freude angenommen wurde.

Der Befehl wurde schleunigst den Kompagnien überbracht, und schnell wurden die hundertzwanzig Mannschaften in drei Gliedern im Exerzierhaus aufgestellt. Der General erschien; und als der Oberst „Stillgestanden!“ kommandieren wollte, um zu melden, legte er ihm wohlwollend die Hand auf die Schulter und sagte: „Lassen Sie nur, mein Lieber, wir werden uns die Sache so bequem wie möglich machen!“

Der Kommandeur strahlte. In so vortrefflicher Laune hatte er den General noch nie gesehen.

„Morgen, Mustetiere!“

„Morgen, Herr General!“ klang es dröhnend und donnernd zurück.

Der Gestrenge blickte unwillkürlich zur Seite nach der Mauer des Exerzierhauses, und — jawohl — es war richtig ein Stück Kalk heruntergefallen.

Ein Lächeln der Befriedigung huschte über sein Gesicht. So hatte er es gern, das war militärischer Geist.

„Gut gesagt, das „Guten Morgen!“ Leute! So gehört es sich; der Kalk muß dabei von der Mauer fallen! Leutnant von Kimplingen!“

Der Gerufene näherte sich mit schnellen Schritten, hielt drei Schritte vom General an, legte die weiß behandschuhte Hand an den Helm und stand unbeweglich wie ein Laternenpfahl.

„Sie sind immer noch ein guter Russe?“

„Zu Befehl, Herr General!“

„Dann lassen Sie mal sehen, was die Kerls können.“

„Befehlen Herr General erst die Unteroffiziere, oder erst die Mannschaften, oder erst die Offiziere!“

„Sagen Sie mal mit den Mannschaften an; dann werde ich die Unteroffiziere später prüfen, und zuletzt die Offiziere!“

„Zu Befehl, Herr General!“ und der Leutnant nahm eine Tafel zur Hand.

„So, nun schreiben Sie mal ein Wort oder ein paar Worte auf, von Kimplingen.“

Der russische Lehrer schrieb auf die Schiefertafel das bekannte Sprichwort: „Na njett i juda njett!“ Der General nahm die Tafel in die Hand, ging auf den Flügelmann zu, hielt ihm das Geschriebene vor Augen und fragte:

„Könnt Ihr das lesen?“

„Nein, Herr General!“ war die prompte Antwort.

Der zweite: „Nein, Herr General!“

Der dritte: „Nein, Herr General!“

Der vierte: „Nein, Herr General!“ — und so das ganze erste Glied durch. Auch das zweite Glied schloß sich dem allgemeinen Nichtwissen an. Der General schämte vor Zorn; sein gütiges Gesicht war mit einem unheilverkündenden Rot übergoßen.

„Die Unteroffiziere! — Könnt Ihr das lesen?“

„Nein, Herr General!“

„Wer von den Unteroffizieren kann das lesen?“

Alles blieb stumm.

Der General richtete sich zu seiner vollen Höhe auf und winkte den bleichen Oberst zu sich heran.

„Lassen Sie die Mannschaften abtreten! Die Herren Offiziere ersuche ich zu bleiben. Treten Sie näher, meine Herren! Können Sie lesen?“

Diese Frage war an den Kapitän gerichtet.

„Jawohl, Herr General!“

„Die nächsten Herren! Können Sie lesen?“

„Jawohl, Herr General!“

So frug er bis zum sechsten, einem guten, aber freimütigen und bejahrten Oberleutnant. Dieser besaß die Offenheit, zu fragen, ob der Herr General deutsch oder russisch zu lesen meine.

„Natürlich, hier das Russische! Das ist doch selbstverständlich! Ich begreife nicht, wie Sie so was fragen können!“

„Das Russische kann ich nicht lesen, Herr General!“

„Und die anderen Herren? Haben die mich auch vielleicht falsch verstanden? Können Sie das Russische lesen?“

Der erste Offizier: „Nein, Herr General!“ Und so folgte ein „Nein“ dem andern; keiner war dazu imstande.

Der arme Oberst war wie vernichtet. Er wandte sich zum General, griff an seinen Helm und stammelte:

„Ich begreife nicht, Herr General! Die Leute sind augenscheinlich ganz verlegen gewesen; anders kann ich mir die Sache nicht erklären.“

„Ich kann es mir sehr gut erklären, Herr Oberst. Die Sache ist schoddrig behandelt, und ich bedauere sehr, daß ich ein solch trauriges Resultat entdeckt habe. Darauf war ich nicht vorbereitet. Solch eine nachlässige Ausführung meines Dienstbefehls ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Und Sie, meine Herren, damit wandte er sich an die Offiziere, „Sie müßten den Mannschaften ein gutes Vorbild geben. Aber auch bei Ihnen habe ich eine beispiellose Unwissenheit feststellen müssen.“

Den Kopf stolz in den Nacken geworfen, verließ der General rasch das Exerzierhaus, gefolgt von sämtlichen Offizieren. Man begab sich nach dem Kasino, um sich nach dem Schreck durch einen kräftigen Imbiss zu stärken. Der Zorn des Generals war verschwunden. Der Dienst war abgelaufen, und er war nicht der Mann darnach, sein Mißvergnügen über dienstliche Angelegenheiten in die gastfreien Räume des Offizierkasinos mitzunehmen.

In einem unbewachten Augenblick fragte der Oberst, in dessen Stimme noch ein heftiger Unwillen nachzitterte, den Oberleutnant von Kimplingen:

„Wie kommt es, daß die Leute nicht auf der Höhe sind?“

„Herr Oberst, ich bin vollständig unschuldig. Aber der Herr General hielt die Schiefertafel verkehrt, das untere Ende nach oben, und so konnte natürlich kein Mensch die Schrift lesen.“

„Was? Und niemand hat den Mut gehabt, ihn darauf aufmerksam zu machen? Na, bei der ersten Flasche Sekt werde ich es ihm unter die Nase reiben.“

Eine leichte Röte leuchtete auf die Wangen des Obersten zurück, und als die Champagnergläser gefüllt waren und gegeneinander klangen, wandte sich der Oberst freimütig zu seinem gestrengen Oberhaupt.

„Gestatten mir der Herr General, noch kurz auf die russische Inspektion zurückzukommen?“

„Ach, lieber Mannsingen, lassen Sie das doch ruhen. Es ist eine elende Geschichte gewesen.“

„Aber, Herr General, im Vertrauen gesagt, die Mannschaften hatten keine Schuld?“

Der Gestrenge warf sein Haupt in den Nacken und sah seinen Untergebenen scharf an.

„Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß ich . . .“

Der Oberst lächelte satanisch und nickte. Dann ließ er seine Stimme zu einem kaum hörbaren Flüstern herabsinken:

„Herr General hielten die Schiefertafel verkehrt; da konnte natürlich kein Mensch klug aus der Schrift werden.“

Erst ein verblüfftes Gesicht, dann ein zorniger Blick, und endlich ein lautes, lustiges Gelächter. Dann stiegen die beiden zusammen an, und der General flüsterte dem Obersten zu:

„Ich habe selbst keine blasse Ahnung vom Russischen.“

„Ich auch nicht,“ antwortete der Oberst offenerherzig.

„Von Kimplingen!“

„Herr General!“

„Könnten Sie lesen, was auf der Tafel geschrieben war, oder war das nur Gekitzel?“

„Sicher nicht, Herr General. Es war russisch.“

„Nun, was stand denn da?“

„Na njett i juda njett!“

„Aber was es heißt, wissen Sie doch auch nicht?“

„Doch, Herr General! Wo nichts ist, hat auch der Kaiser sein Recht verloren!“

Ein schallendes Gelächter erschütterte die Frühstückstafel, denn das Geheimnis von der umgedrehten Schiefertafel hatte sich schnell unter dem Offizierkorps verbreitet. Das Russische übte von diesem Augenblick weiter keinen Einfluß auf die Stimmung aus; es sei denn, daß man die zum Schluß getrunkenen Eisköre dazu rechnen will.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Ein angenehmer Geburtstags-Gratulant war der stellungsloser Bäcker Werner nicht. Er mußte von den bei Frau H. aufgestellten Geburtstagsgeschenken was er gerade habhaft werden konnte. Wegen Diebstahls ist er nun angeklagt worden.

Richter: Geben Sie zu, Frau H. bestohlen zu haben.

Angekl.: Ja kann mir wech Gott us jar nisch mehr entsinn' un wenn Se mir dotschlagen

Richter: So? Na, da wollen wir Ihrem Gedächtnis etwas zu Hilfe kommen. Sie kennen doch Frau H.?

Angell.: Det woll, aber ganz oberflächlich bloß. Ich habe ihr wohl mal bei meine Tante gesehen, aber sonst kenn' ich ihr nicht weiter.

Richter: Sie wollen also gar nicht mehr wissen, am Geburtstage dieser Frau in deren Wohnung gewesen zu sein?

Angell.: Wat? Ich bin in die ihre Wohnung gewesen? Det is ja't Allerneiste, wat ich da zu hören kriege.

Richter: Stellen Sie sich nur nicht so blödsinnig an, Sie verschärfen durch ein solch albernes Leugnen nur die Strafe.

Angell.: Wenn ich in die ihre Wohnung war, denn muß et in bewußtlosen Dogenbild, in droo-nähnlichen Zustand gewesen sein.

Richter: Besinnen Sie sich nur recht genau, dann werden Ihnen die Einzelheiten schon einfallen.

Angell.: (sich scheinbar besinnend.) Jott ja, et is mir jetzt so, als ob ich in die wäre mal bei die gewesen. Woll, woll, nu weech id't sojar genau, se wohnt in de Viehmann —, sehn se, Herr Gerichtshof, nu fällt et mir in. Ich war ooch bei'n Geburtsdach un hab' se jratulirt, aber ob se wat un wat se jeschent jekriecht hatt, det weech id' wahrhaft'gen Jott nicht mehr.

Richter: Da wollen wir mal Frau H. jetzt darum fragen.

Angell.: Da bin ich doch neubejierig, wat ich da zu hören kriegen werde.

Frau H.: Ich habe eine Bekannte gehabt, det war dem seine Tante, die schleppete den Väder manchmal mit zu mir ruf. An-jenehm war mir det nicht, denn der kiefte immer mit seine Flog-oogen in alle Ecken rum, als wenn er wat suchen wollte, wat er gebrauchen könnte. Wär war der Kerl immer anheimlich. An mein Geburtsdach kriechte ich von mein' Schwiegerjohn, der is Polier 'n Zwanzigmarkstück un von meine Tochter 'n paar Stiefelötten un 'ne Bluse. Von andre Seite aus't Haus kriechte ich Blumen-töpfe un Kleenigleiten un det hatte ich Allens uf mein Tisch aus-jebreit. Um Uhre elfen kam der Väder ruf un jratulirt mir ooch. Ich jehe in de Küche raus, um ihn 'ne Tasse Kaffee un 'n Stide-eejen jabaden Kuchen zu holen. Wie ich wieder rin komme, is keen Väder nicht mehr da, keene Stiefelötten, keene Bluse un ten Goldstide Weit konnte er noch nicht sein. Ich renne runter un seh noch jerade, wie er um de Georjentschstraße rumislig. Ich mache Lärm un uf'n Georjentschplatz ha'm: de Seite den Kerl jestellt. Ich kriechte ja meine Sachen wieder, un hätte ihn loofen lassen, aber der Schuchmann nahm'n mit.

Angell.: Ich bestreite, det se mir uf'n Georjentschplatz jekriecht ha'm, et war an de Ecke Landberger. An ich bestreite, det ich for mir jeklaut habe, ich wollte meine Prout mit de Klitrien Sachen von die Olle man bloß 'ne Freude machen.

Richter: Schweigen Sie!

Der Angeklagte wird zu 5 Monaten Gefängnis verurtheilt.
Frau H.: Un so'n Altemm-Aujust schlepp mir die Tante in't Haus. Aber det weech ich, 'n Geburtsdachstisch mache ich mir nicht wieder zurechte.

Die Ruth.

Wann jetzt die Rinner als Unarte treibe,
Dann häßt's: Seid brav, der Nisse bringt e Ruth,
Un ganz verblüfft sie dann auch ruhig bleibe
Un dhun so e Zeitlang widder gut.
Doch guckt m'r emol um nooch annere Seite,
Wie 's Weve steigt un fällt, wie Ebb un Fluth,
Do sin for Grohe jetzt die schlechte Seite,
Was for die Kläone Rinner is die Ruth!

Japaner un die Russe kriege, siege.
Doch wer? das wääh m'r nit so genau,
Die meiste Kriegsberichtsdepesche lüge.
M'r werd vun alle beide Seite b'an.
Das Aene nor, das läßt sich nit bestreite:
Dehäm kost's Geld un in dem Feld viel Blut,
Die beiden Völker sin nit zu beneide,
Das is for alle Zwää e dichtig, Ruth!

Die europäische Staate wolle blühe,
Un wachse un gebeihe iwer Nacht,
Drum suche se „im Ausland“ Kolonice
Un die wern uff e Zeitlang erst „gepacht.“
In so 'me häähe Land die farw'ge Runne,
Die wehre sich dann auch um Hab un Gut,
Un manche Staate have uffgebunne
Sich damit selwer doch e ordnlich Ruth!

Ein feines, schönes Kind dhut sich verloue
Mit einem grad-so eleganten Herrn
Un bei der Hochzeit dhun sie sich geloue:
Das soll e Weve wie im Himmel wern!
Der Himmel hängt'n do noch voller Geige,
Bis dann vorbei die erste Liebesgluth,
Dann dhun se sich vun anare Seite zeige
Das Aene is for's Annere e Ruth!

M'r sieht als Weiver, die e Sturd lang schwä
Sogar bei Regenwetter uff der Gah
Die dhun die Leut nor durchenanner heze,
Verzehe „Der“ vun „Dere“ hämlich was.
Doch hinnedran is Alles meist geloue,
Das is gewiß e wahre Satansbrut,
Dem holbe Weib gehört doch, wahlterwege,
Vun Nisslos auch e recht gefalze Ruth.

Mainzer Neuester Anzeiger.



Das Schrecklichste.

Erste Freundin (untröstlich): „Denke Dir, Anna meine Verlobung mit Herrn Berger ist zurückgegangen!“

Zweite Freundin: „Deine Verlobung? Davon weiß ich ja gar nichts, daß Du überhaupt verlobt warst.“

Erste Freundin: „Ja, siehst Du, das ist gerade das Schrecklichste, daß es noch gar nicht bekannt gemacht war.“

Zur Aufmunterung.

Junge Mutter: „Herr Doktor, die Medizin, die Sie unserem Kindchen verschrieben haben, muß erneuert werden.“

Arzt: „Unmöglich; ich habe doch einen Theelöffel alle zwei Stunden verordnet.“

Junge Mutter: „Ja, aber mein Mann, meine Mutter, ich und das Kinder mädchen mußten auch stets jedes einen Theelöffel nehmen, sonst hätte Berthchen die Arznei nicht genommen.“

Bestimmt.

Ehemann (zu einem Freund): „Diesmal lasse ich mich aber bestimmt von meiner Alten scheiden — — der Ehering habe ich schon verfest.“

Ein feierlicher Moment.

Zwei Einbrecher haben lange Zeit an einem Kassenschrant herumgewürgt und gewuchtet. Endlich weist die Thüre den vereinten Brecheisen. Da sagt der eine Strolch: „Du Karl, jetzt müssen wir aber einen trinken zur Eröffnungsfeier.“

Der Prozeß.

Ein Grossist hat einen wichtigen Prozeß in Berlin, kann aber im Termin nicht anwesend sein, und beauftragt seinen Advokaten „Telegraphieren Sie mir sofort nach Breslau, wie das Urtheil ausgefallen ist.“

Um zwölf Uhr fällt die Entscheidung in günstigem Sinne, und fünf Minuten darauf telegraphirt der Advokat nach Breslau „Die gerechte Sache hat gesiegt!“

„Worauf sogleich das Gegentelegramm aus Breslau eintrifft: „Sofort Berufung einlegen!“

Die Heber-Jose.

Die Gnädige: „Anna, ich könnte dem hypermodernen Roman den Sie da lesen, keinen Geschmack abgewinnen.“

Jose: Ja, Madame, Ihre Blöthe ist dafür eben nicht genügend differenzirt.

Vor des Auslandes.

Kommis: „Ich bin: um eine kleine Gehalts-erhöhung.“

Chef: „Unmöglich — das heißt: Sie wissen doch, daß Zeit Geld ist?“

Kommis: „Ja.“

Chef: „Dann dürfen Sie also in Zukunft eine Stunde länger arbeiten!“

Unmaßgebliche Instanz.

Sie rauchen? Ich hörte doch, daß Ihnen das Rauchen verboten worden!“

„Ja, aber nur vom Arzte, von meiner Frau nicht.“

Macht der Gewohnheit.

Redakteur Müller hat vor einigen Tagen geheiratet und ist einmal infolge größerer Ereignisse gezwungen, seinen Mittagstisch auf die Redaktion kommen zu lassen. Die junge Frau ist aber keine Geldin, im Kochen. Wie er nun das Menü einnehmen will, merkt er, daß es total verrotten ist. Noch ein Blick huscht über das ganze Essen und im nächsten Momente liegt es auch schon im Papierkorbe!

Ein Positivus.

„Bummel, sieh 'mal auf Deine Uhr!“

„Hab' keine Zeit.“

„Sonderbare Antwort — warum denn nicht?“

„Weil ich dann bis ins Verhöramt gehen müßte.“

Immer der Verur.

„Ich sehe Dich immer mit Dr. Müller; Du sagtest doch, Du hättest ihn aus dem Buche Deines Lebens gestrichen?“

Schriftstellerin: „Hm — ich hab' ihn halt wieder unterpunktirt!“

Verzweiflungsthai.

„Was, Sie haben hier eine Wohnung bekommen bei dem großen Fremdenandrang?“

Homo nobis.

Häftling (schüchtern zum Aufseher): „Entschuldigen die Frage: werden die Stiefel des Abends vor die Zellenthüre gestellt?“

Menschenkenner.

Treiber (vor Beginn der Jagd zu einem Sonntagsjäger): „Lieber Herr Baron, ich möcht' mir noch schnell Tabak fürs Pfeifle kaufen, bitt' schön, geben Sie mir einen kleinen Vorschuß.“

Baron: „Einen Vorschuß, auf was?“

Treiber: „Nu, Sie werden mir doch heute wieder eins aufbrennen!“

Ein heiteres Vorkommniß.

In einem Städtchen der Oberpfalz ereignete sich unlängst folgendes Geschichtchen. Eine als Zeugin vernommene Frau hatte sehr starken Schnupfen, der sich auch bei Ablegung des Eides bemerkbar machte. Den Vorsitzenden schien es zu stören, weshalb er der Zeugin die Worte zurief: „Nicht schnupfen!“ Die Zeugin, welche glaubte, daß diese Worte mit zur Eidesformel gehörten, sprach dieselben getreulich nach, so daß letztere lautete: — und nichts verschweigen und nicht schnupfen werde — — Tableau! Ein Mann im Zuhörerraum, der gerade als das „nicht schnupfen“ erklang, eine gewichtige Prieze seinem Niesorgan zuführen wollte, ließ vor Schreck seine Dose sammt Inhalt fallen, da er glaubte, der Zuruf habe ihn gegolten.

Aus den „Tit-Bits.“

Pater familias (11 Uhr Abends): „Was fehlt Dir, mein Männchen? Du siehst ja so besorgt aus.“

Pater familias: „Ich dachte, es wäre ungefähr Zeit für den jungen Mann, welcher sich noch immer bei unserer Tochter im Wohnzimmer aufhält — fortzugehen, und deshalb ging ich soeben hinein, sagte recht laut, daß es bald Mitternacht sei, warf nach beiden einen wüthenden Blick und drehte das Gas aus.“

Pater familias: „Aber, lieber Mann, wie konntest Du so etwas thun? Da ist der junge Herr doch gewiß recht böse geworden, nicht wahr?“

Pater familias: „I bewahre Gott! Er sagte — Danke schön!“

Papa: „Nun darfst Du mir noch eine Frage geben, die ich beantworten werde, aber das muß für heute die letzte sein.“

„John: „Gut Papa. Weshalb begraben sie nicht das todte Meer?“

Trischer Bertheidiger (zu den Geschworenen): „Meine Herren, ich werde Ihnen zuerst beweisen, daß der Angeklagte ganz unmöglich das Verbrechen begangen haben kann. Falls dieser Beweis Sie nicht überzeugt, meine Herren, habe ich Zeugen, die beweisen werden, daß er verrückt war, als er das Verbrechen beging. Und, meine Herren, falls dieser Versuch, Sie von der Unschuld meines Klienten zu überzeugen, ebenfalls scheitern sollte, so habe ich Beweismittel in Händen, Ihnen zu zeigen, daß er zur Zeit als das Verbrechen verübt wurde, überhaupt nicht in dieser Stadt war.“

Prinzipal: „Nun, erhielten Sie das Geld, das Smith uns schuldet?“

Einkassirer: „Nein, Herr Prinzipal; da wohnten sechs Smith in demselben Hause, und alle behaupteten, Ihnen nichts schuldig zu sein; einer warf mich sogar die Trepp' hinunter.“

Prinzipal: „Das ist der Richtige; sprechen Sie morgen wieder bei ihm vor.“

„Stühle für die Wohnstube? Jawohl, gnädige Frau“, sagte der Verkäufer, „Sie wünschen doch gewiß stilvoll und komfortabel?“

„Nicht zu komfortabel“, erwidert Mrs. Schoppen, „diese Stühle werden größtentheils nur von Besuchern benutzt.“

„Ich kann diese drahtlose Telegraphie gar nicht verstehen“, sagte Mrs. Leslie.

„Die Sache ist furchtbar einfach“, entgegnete ihr Gatte, „die Depesche wird durch die Luft anstatt über Drähte geschickt.“

„Das weiß ich“, entgegnete sie, „aber wie befestigt man denn die Luft an den Telegraphenstangen?“

Timms: „Morgen, mein lieber Junge, haben wir ein ganz besonderes Fest in unserer Familie; Du wirst doch auch kommen, nicht wahr?“

Binns: „Selbstredend! Danke schön für Deine Einladung. Aber, was ist denn los bei Euch — Geburtstag oder vielleicht Euer Hochzeitstag?“

Timms: „Nein. Die Köchin ist morgen gerade ein Jahr bei uns gewesen.“

Freier: „Herr Kommerzienrath, ich bitte um die Hand Ihrer Tochter!“

Kommerzienrath: „Ja, welcher denn?“

Freier: „Unter uns gesagt, Herr Kommerzienrath, welche könnten Sie mir wohl am besten empfehlen?“

Ein Ungar wettete, er werde zehn Speckknödel (Klöße) essen. Er brachte aber nur neun hinunter. Da sah er das zehnte auf dem Teller ergrimmt an und sagte: „Nichtem, hätt' ich g'wußt, daß du bleibst übrig, hätt' ich dich g'fressen zuerst.“

Aus der Kinderstube.

Das zweieinhalbjährige Lieschen erhält wegen einer Ungehörigkeit vom Papa eine sehr „nachdrückliche“ Verwahrung. Lieschen ist natürlich furchtbar getränkt, zieht das sonst so süße „Goscherl“ schief und sagt eine Weile gar nichts. Plötzlich geht sie dicht an Papa heran, macht böse Augen und sagt mit sehr energischer Betonung: „Döffe!“

Allgemeines Entsetzen. Die Mama nimmt Lieschen sofort tüchtig ins Gebet. „Darf man das zum Papa sagen?“

„Nein“, kommt es etwas kleinlaut von den Lippen Lieschens.

„Willst du's nochmals thun?“

„Nein!“

„Also, dann bitte mal sofort den Papa um Verzeihung! Wie sagt man zum Papa?“

„Lieber Döffe!“

Daselbe Lieschen bekommt einmal von Mama das Näschen gepußt. Während dieser Prozedur setzt sich für einen Moment eine Fliege auf die Hand der Mama. Da nimmt Lieschen rasch das Schnupftuch, drückt es der Mama in die Hand und sagt:

„Mama, Mama, schnell, Fliegele will auch Nafi puß!“

Während eines heftigen Gewitterregens läuft in der Dachrinne, die dicht neben dem Küchenfenster zur Erde führt, mit lautem Gurgeln und Plätschern das Wasser ab. Lieschen horcht eine Weile aufmerksam zu, dann zupft sie fast ängstlich die Mama am Rocke und fragt: „Mama, was ist da drinn?“

„Regenwasser!“

„Warum?“

„Weil es der liebe Gott hineingethan hat.“

„Der liebe Gott soll mal rauskommen!“

Vexierbild.



Wo ist der Japaner?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Bommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moritz Schäfer, Wiesbaden.



Nr. 287.

Donnerstag, den 8. Dezember 1904.

19. Jahrgang

Edda Geerborg.

Roman von B. Riedel-Ahrens.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Ich danke auch,“ sagte Robert Towehl, „wie gesagt, dafür, weil ich Besseres zu geben habe als etwas, das man aus Gnaden und auf Bitten eines Dritten anzunehmen, so nebenbei sich herabläßt, ich ziehe vor, mich mit Ihrer früheren Schroffheit zu begnügen. Ich bin ja auch im Grunde nichts anderes gewöhnt und werde mich in die Entsagung finden“, fuhr er mit verhaltener Bitterkeit fort, wie jemand, den es unwiderstehlich treibt, sich die Last von der Seele zu wälzen, „hat doch das Leben schon von meiner Geburt an mich um alles betrogen, woran ich Anspruch erheben durfte! Meine Mutter starb, als sie mir das Leben gab, kaum vier Jahre alt, verlor ich meinen Vater, der vor Sedan fiel, und so wuchs ich, ohne Geschwister, bei einem entfernten, griesgrämigen Verwandten auf der nichts für mich übrig hatte als Strenge und Pflichtgefühl. Der einzige, durch den ich in meinen späteren Jahren das kennen lernte, was Menschenliebe bedeutet, war mein Onkel, zu dem ich in die Lehre kam, er nahm sich des verschüchterten, verlassenen Jungen, der überall herumgestoßen wurde, mit jenem liebevollen Wohlwollen an, das nur ihm eigen, und das war Ihr Vater, Christian Geerborg, ihm allein verdanke ich es, nicht als ein seelisch verkümmertes Menschenkind aus der harten Lebensschule hervorgegangen zu sein. Ich lernte Sie hochschätzen, und dem scharfsinnigen Auge meines alten Freundes war es längst kein Geheimnis mehr, wie es mit mir stand, als ich zum erstenmale andeutend darüber zu ihm sprach; es war die Zeit, wo ich noch glaubte, hoffen zu dürfen, daß meine Werbung nicht ungünstig aufgenommen würde. Ich irrte mich, der Hoffnung folgte die Ernüchterung, ein Fremdes trat zwischen uns und ich zog mich zurück. Das Einzige, um was ich Sie jetzt noch bitten möchte, ist, keinen weiteren Versuch zu unternehmen, meinen Frieden, den ich mir schwer genug erlämpfte, durch erzwungene Freundschaft zu stören, es würde wohl auch vergebens sein, denn eine Liebe, wie ich sie einst für Sie gehegt, fordert anderes als den Gnadenakt, mit dem Ihr Mitleid oder die Pietät gegen den Wunsch des Vaters mich zu beglücken willens war.“

„Sie sind sehr hochmütig, Herr Direktor Towehl!“ sagte Edda.

„Das mag wohl sein, ich bin es vielleicht noch mehr als Sie. Denn einem anderen gegenüber, so scheint mir, verleugnen Sie nicht nur den Hochmuth Ihrer Rasse ganz und gar, sondern, was noch viel mehr ist, auch den weiblichen Stolz.“

„Sie vergessen sich! Ich habe nichts gethan, was Ihnen das Recht geben könnte, von einer Verletzung meines weiblichen Stolzes zu reden und ich gestehe Ihnen auch kein Urtheil zu über das, was ich thun oder lassen soll. Ich werde stets nur das thun, was ich will und für gut befinde, mag die Welt so wegwerfend sich darüber äußern, wie es ihr beliebt.“

„Ebenso würde ich jedenfalls auch an Ihrer Stelle sprechen, nur mit dem Unterschiede, daß mir das Bewußtsein bleiben würde, meinem Gewissen, als dem höchsten Richter, Rechenschaft für alle Handlungen zu schulden. Wie Sie darüber denken, ist mir allerdings nicht klar.“

„Ah, Herr Direktor“, rief Edda, während ein stammender Bornesblick ihn traf, „dann kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß bis heute dieser höchste Richter noch keine begründete Ursache hatte, seine Stimme wider mich zu erheben! Doch genug. Mein Vater handelte in der besten Absicht von der Welt, als er wünschte, Sie und mich in Freundschaft zu vereinen, zwischen uns aber stehen die Feinde Ihres Hochmuths und Ihrer Ungerechtigkeit gegen mich, die uns auf ewig trennen; ja, mehr noch, diese Stunde zeitigte zwischen uns die tödtliche Feindschaft meines mit Unrecht von Ihnen in den Staub getretenen weiblichen Stolzes.“

„Mit Unrecht? Nach der Anklage, die heute aus jedem Wort und Ton Frau Hallers sich wider Sie erhob? Die Zeit wird lehren, ob ich Unrecht hatte.“

„Ja, die Zeit wird es lehren“, wiederholte Edda mechanisch. In ihrem Innern tobte ein wilder Aufruhr. Es war ja richtig, Dinas Benehmen hatte heute vernichtend wie ein Todesfeind gegen sie gezeugt, keine Vertheidigung würde im Stande sein, diesen Eindruck bei ihm zu verwischen. Mit der bodenlosen Wuth eines in ihren heiligsten Rechten getroffenen Weibes hatte Dina ihr die Anklage entgegengeschleudert und eine tiefe Wuthlosigkeit kam über Edda.

Eine Biegung des Weges führte sie an die Seite ihres Vaters, schweigend nahm sie seinen Arm.

„Du unterhieltest dich ja recht angelegentlich mit Robert Towehl.“

„Mein ormer Papa, erhoffe nichts mehr davon“, stieß sie zitternd hervor, „das ist für immer aus — unwiderruflich; unser Gespräch endete mit einem Bruch auf Tod und Leben. Ich hasse ihn und wiederhole, was ich schon einmal aussprach: lieber sterben als Robert Towehl zum Manne nehmen.“

Christian Geerborg sah seiner Tochter forschend in das glühende Gesicht.

„Da war es denn mit meiner Rolle als Heirathsstifter nichts. Sonderbar, Kind, sehr sonderbar. Ich möchte behaupten, irgend ein Mißverständniß liegt da vor, schon manches junge Glück ist daran gescheitert. Nun, vielleicht lenkt Gott es so, daß ihr doch noch den Weg zu einander findet. Was er zusammenbringen will, das führt er oft gar verschlungene Wege, man wird nicht klug daraus. Erst wenn es hinter uns liegt, erkennen wir, was er gewollt hat, und wie weise alles eingeleitet war.“

Edda fühlte, daß er ihr verbergen wollte, wie sehr ihm das Scheitern seines Lieblingswunsches zu Herzen ging, aber kein Wort wurde laut und sie empfand voll heimlicher Rührung den ganzen Reichtum seines zart sinnigen Gemüthes.

Ein schwüler Tag. Wie ein glühender Mantel hängt der Himmel über der Erde; im Südosten steht eine weißgraue Wand, die anscheinend ein Gewitter und der durstigen Natur den ersehnten Regen bringen wird; ein dumpfes, lauerndes Schweigen liegt auf allem und es ist kaum Wind zu nennen, was zuweilen durch die Bäume um das Waldhaus zieht, nur ein

Seufzen, wie die leise Klage einer verlorenen Seele, bewegt die schwankeuden Kronen. — Troß der Unlust Dinas hat Pothar es fertig gebracht, ein Bildniß auf den Nachmittag zu veranstellen, woran Frau Alberta und Susanne ihre Theilnahme zugesagt. Edda hat Kopfschmerzen vorgeschützt und abgelenkt, ebenso Christian Geerborg, da er sich vorgenommen, einen alten Bekannten, den Pastor Schramm auf Wulzogen, zu besuchen.

Schon bald nach Tisch sind Susanne und ihre Mutter zum Seejochse gegangen, wo man sich versammeln wollte, Edda blieb mit ihrem Vater allein zu der gemüthlichen Kaffeestunde im Wohnzimmer.

„Hat mir vorzüglich geschmeckt, dein Kaffee, mein gutes Kind“, äußerte er, die geleerte Tasse hinstellend, „man muß sagen, daß hast du weg! Na, ich denke es ist Zeit zum Aufstehen, der Weg ist weit bis Wulzogen; sollte es ein bißchen später werden, dann ängstige dich nur nicht gleich; du weißt, von Pastors ist kein leichtes Loskommen.“

Um das dumpfe Beben seiner Stimme zu verbergen, nimmt er sich vor, nicht mehr als nothwendig zu sprechen; seine Augen streifen durch das Zimmer mit dem zögernden, verschleierte Blick eines Mannes, der Abschied nimmt auf lange Zeit und alle Gegenstände mit den sich daran knüpfenden Erinnerungen noch einmal ganz und voll in seine Seele aufnehmen will. Er hat den Raum so lieb gehabt. An den Wänden hängen verschiedene Bilder seiner Frau und Kinder — das schöne Rückenbissen hat sie ihm zu Weihnachten geschenkt. Arbeiten von Edda und Susanne schmücken ihn überall. Dort steht auch der kleine Nähtisch Frau Albertas, wie lebendig heute alles zu ihm redet: Weib! Weib! — Thorheit. Es muß ja sein — es muß. — Er steht auf und wendet sich ab. —

„Weib! aber nicht zu lange, Vater“, sagte Edda, „und sei vorsichtig mit Aegir, trau ihm nicht, halte die Zügel stramm — und sollte das Gewitter kommen, lehre irgendwo ein — er sieht mir ganz danach aus, als ob er vor den Wogen scheute!“

„Hat keine Noth“, erwiderte Geerborg. „Er kennt mich jetzt und weiß, daß bei aller Freundschaft mit mir nicht zu spaßen ist.“

Draußen wieherte der Schimmel ungetrüblich.

„Adieu, mein liebes Kind! Und — doch nein — es war ja nichts mehr zu sagen — komm! — gib mir einen Kuß — so, noch einen — laß dir die Zeit nicht lange werden — wir sehen uns ja doch bis heute Abend nicht.“

Edda legte die Arme um seinen Hals, es war ihr plötzlich, als dürfe sie ihn nicht fortlassen mit dem störrischen Thier im aufsteigenden Gewitter, als müsse sie ihn festhalten, um ihn vor einem Unglück zu retten. Er bemerkte die Bewegtheit seiner Tochter und noch einmal zitterte ihm das Herz unter dem wilden Krampf eines verzweiflungsvollen Wehs — dann küßte er sie wiederholt und schritt festen Schrittes zur Thür hinaus.

Draußen, als er auf dem Pferde saß, reichte sie ihm zum letztenmale die Hand.

„Adieu, Väter, viel Vergnügen, grüße Frau Pastor und vergiß ja nicht, sie um das Rezept ihres schönen Sandluchens zu bitten, ich will ihn für uns baden!“

„Will daran denken, Kind.“

Als er schon eine Strecke fort war, sah er sich um und, Edda noch in der Hausthür bemerkend, zog er grüßend noch einmal den Hut; dann waren Roß und Reiter hinter den Bäumen verschwunden.

Sie nahm eine Arbeit und setzte sich an den Nähtisch, bald jedoch sanken die Hände in den Schooß; der Kopf schmerzte ihr thatächlich von all dem rastlosen Denken schon seit mehreren Tagen. Eine Wohlthat war es, von dem Bildniß befreit zu sein; hier eilten die Gedanken zu Sanna, die eine schwärmerische Liebe zu Leutnant von Döllingen gehabt. Edda mochte ihn eigentlich nicht; sie hielt ihn für einen genußhüchtigen Menschen, der lebte, als ob alles nur für ihn da wäre und alle Blumen des Frühlings nur für ihn blühten. Sie fürchtete und hatte es der Schwester auch bereits gesagt, er besitze ein Gemüth, das dem Weibe gegenüber bis zur Grausamkeit hart und unerbittlich sein konnte, und auch ihr Vater mochte ihn nicht recht. Es war so still an diesem schwülen Nachmittag; die Fliegen summten, durch das offene Fenster klang die melodische Stimme einer Amsel im Garten; einmal war es Edda, als ob aus der graublauen Wolkenwand ein dumpfes Grollen klang. Wenn doch das Gewitter nicht heraufsteigen wollte, bis ihr Vater wieder zu Hause war!

Sie dachte an Dina und jedesmal versetzte der Gedanke an die junge Frau, die sie anfangs so geflissentlich zu sich herangezogen, ihr einen heftigen Stich. Nach den verlebenden Worten in Robert Towehls Gegenwart war ein unheilbarer Riß in ihrer Freundschaft entstanden, die ihr so manche schöne Stunde im Seejochse gebracht. Edda konnte ihm kaum noch zürnen, mußte

er nicht durch Dina in seinem schwachen Verachte bestärkt worden sein — vereinte sich nicht alles, um gegen sie zu zeugen? Wie peinlich und demüthigend das alles war!

Mit schleppender Langsamkeit vergingen die Stunden, bis sie schließlich an nichts anderes mehr zu denken vermochte als ihres Vaters Rückkehr; immer wieder rechnete sie aus, wie lange er gebrauche, um Wulzogen zu erreichen, der Aufenthalt bei Pastors, der Heimritt — reichlich gezählt, höchstens vier Stunden im ganzen. Jetzt schlug es sechs — nun konnte er jede Minute eintreffen.

Woher sie nur kam, diese unerklärliche, stehende Angst, die ihr Herz zu schnellerem Hochen trieb und lähmend die Brust beengte — es war doch bis jetzt kein Grund dazu vorhanden — aber sie wich nicht von ihr.

Halb sieben — nun würde er zweifellos bald da sein! Sie ging in die Küche, die Vorbereitungen zum Abendbrot zu treffen; weil sie allein sein würden, sollte er seine Lieblingspeise bekommen; dann trat sie wohl zum zehntenmal ins Freie, sich spähend nach ihm umzusehen — nichts, nichts.

Das Gewitter, welches schon seit Stunden entschlußlos am Himmel hin- und hergerollt, war jetzt heruntergezogen, Dämmerung lag über See und Land; tief am Horizont zuckten, kreuzenden Schwertern gleich, unruhige Blitze, durch die Luft zog ein dumpfes Raunen. Im Westen hing unter schieferblauer Wolkenschicht ein kupferfarbener, blutgrother Streifen und das stumpfe Graue des wallenden Meeres trug die Segelboote der eilig heimkehrenden Fischer. Da fuhr ein pfeifender Windstoß vom Wasser her und weckte die laufende Natur zu zitterndem Erwachen, ein furchtbarer Donnererschlag fuhr prasselnd durch die Schlinde der Wolkberge und in langgezogenem Brausen erhob sich der schüttelnde Sturm — überall unter dem Jauchem des wirbelnden Staubes, Rauschen, Bewegung, Stöhnen.

Um Gottes willen, wenn das Pferd vor einem dieser schrecklichen Blitze scheute und durchging! Wen anhaltendem Athem horchte Edda in den Aufruhr der Natur hinaus, ob nicht die Fußtritte Aegirs hörbar wurden, doch nichts war vernehmbar als das Schlag auf Schlag erfolgende Rollen des Donners und der Sturm, der die Regentropfen klatschend niederzuschlug. Sie suchte im Hausflur Schutz und beruhigte sich mit der Gewißheit, daß ihr Vater irgendwo eingelehrt.

Halb acht. Das Gewitter ist vorübergezogen, noch immer befindet sich Edda allein; der alte Focher zeigt ein bedenkliches Gesicht. Da hält es sie nicht länger im Hause — von namenloser Unruhe getrieben eilt sie hinaus, ihm eine Strecke entgegen zu gehen.

Kaum hundert Schritte vom Waldhaus stieß sie auf Robert Towehl.

„Sind Sie meinem Vater irgendwo begegnet?“ rief ihm Edda schon von weitem entgegen.

„Nein! Ich komme von Sund, wohin die Hallersche Gesellschaft zum Bildniß fuhr. Der kleine Dampfer trifft erst um 11 Uhr von dort hier ein — mir wurde es zu viel, ich bin früher aufgebrochen. Sind Sie besorgt um ihn?“

„Ja. Ich bin in großer Angst. Vater ist noch niemals unpünktlich gewesen — ich will hinaus, um ihn zu suchen!“

„Ich gehe mit Ihnen.“

„Sie werden müde sein von dem weiten Weg zu Fuß —“

„Keine Spur.“

„So eilen wir — ich fürchte, ich fürchte, ihm ist ein Unfall zugestoßen!“

Rasches Schrittes verfolgten sie die Richtung, von woher Christian Geerborg auf seinem Schimmel kommen mußte; es regnete nicht mehr, auch der Wind hatte aufgehört, die dunklen Schatten flohen mit den Wolken; hier und dort blinkte ein Stern durch die nassen Baumkronen und bald strahlte der kristallklare Himmel, an dem groß und hell der Vollmond schwebte, auf den tropfenschweren, feuchtfrihen Wald.

Raslos, einsilbig wanderten die beiden vorwärts; einmal blieb Edda aufatmend stehen, die Hand gegen die Brust gepreßt —

„Es ist ein Unglück geschehen, ich weiß es! Mich faßt ein Grauen an vor etwas Schrecklichem, Unfassbarem — o mein Vater!“

„Er ist ja vorsichtig; sie werden ihn auf Wulzogen nicht fortgelassen haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Am dritten Tag.

Eine Geschichte aus dem Hochspeßart
von Wilh. Bretag.

(Nachdruck verboten.)

Der glöcker-Naz von Mönchberg war ein seltsamer Kauz, störrig, arbeitsscheu, unverträglich, aber fromm und von unbegrenzter Liebe zu Frau und Kindern. Diese Liebe schien sich immer wieder zu ihrer ersten Jugendkraft zu erheben, wenn er nach langen Wochen, die er auf dem Wasser gelegen hatte, nach Hause zurückkehrte.

So am Tage vor Pfingsten. Er kam direkt von Holland; die Sehnsucht nach den Seinen und das Pfingstschießen trieben ihn heim. Er kam über den Tannenkuth zu Fuß und wollte von hinten durch sein Gärtchen überraschend in die Küche treten. Da hörte er leises Klüstern und sah in dem scheidenden Tageslicht seine Amelei mit dem Förster vom Kollenberg. Er bemerkte nichts Unrechtes; aber die Eifersucht packte ihn, er wollte mit einem Satz zwischen sie springen.

„Ruhig Naz — erst eine Maß!“, sagte er zu sich selber. Er war ein phlegmatischer Träumer, der zu jedem Handwerk zu faul und zum Förster, wozu ihn sein meisterliches Schießen befähigt hätte, zu unwissend gewesen. In der Schule hatte er nichts als die biblische Geschichte und die heiligen Legenden behalten. Der glöckerberuf bot ihm die einzige Möglichkeit, tagelang faul dazuliegen und zu träumen; und so war er glöcker geworden.

„Ruhig, Naz, erst eine Maß!“ murmelte er noch einmal und ging dann langsam hinunter in den „Rappen“.

„Jegerl, der Naz!“ riefen ein paar Stimmen, als er in die niedrige Wirtsstube trat.

„Was kommst denn so früh schon heim, bist hier gar nicht nötig!“

„Wie so?“ fragte Naz finster.

„Na, beim Schießen kannst halt doch nichts ausrichten; der Kollenberger Förster schießt wie der heilige Gottseibeiuns, und Dein Weib . . .“ Der Bursche stockte und lachte.

„Und mein Weib?“ Naz lachte grimmig mit.

„Ja die . . .“

„Halt's Maul!“ fuhr der dicke Wirt dazwischen. „Weißt, Naz, Dein Weib, — na, Gott, wie das so ist, — schön ist sie, jung ist sie auch, — sie will am Ende auch mal zu einer Tanzmusik gehen, — na, und der Kollenberger Förster, der neue, der schwenzelt halt ein bißchen um sie herum. Aber es ist nichts dabei . . . Glaub's nicht, ein Getue und Getanze und Geschwätz . . . weiter nichts. Laß Dir das Schießen nicht verderben, behalt ruhig Blut. Der Herr Pfarrer hat einen schönen Becher gestiftet.“

Naz setzte sich ruhig hin und trank sein Bier.

Es ist ein alter Brauch im Speßart, zu Pfingsten lokale Schützenfeste zu veranstalten. Drei Tage währet die Lustbarkeit: Am Pfingstsonntag wird um die Schützenkrone, am Pfingstmontag um einen Becher, den der Herr Pfarrer stiftet, und am Pfingstdienstag wird um Geldeinsätze geschossen. Naz war seit Jahren Schützenkönig gewesen und hatte auch schon oft den Becher erhalten, am Geldschießen beteiligte er sich fast nie. Geld war ihm zu gut, um es aufs Spiel zu setzen; er trug es lieber in die Stadt, um für seine schöne Frau Schmuck und Kleider zu kaufen oder seine Buben hübsch herauszupuhlen. Diesmal war ihm alles gleichgültig. Möchte der Grünrock Becher und Krone und alle Reichtümer der Welt erschießen . . . Nur Amelei, nur sein Weib, die sollte er in Frieden lassen, sonst mußte er aus der Welt; denn wenn zwei e i n e mögen, da ist einer zu viel. Das war die unerbittliche Logik seines dummen Verstandes. Er sann nun hin und her, wie er es machen sollte . . . Morden? Nein! Draußen auf der Dorfstraße ging gerade der Herr Pfarrer, und es war, als ob um sein Haupt in roten, flammenden Buchstaben geschrieben stünde: „Du sollst nicht töten.“ Er wollte erst Klarheit haben, dann richten. Amelei fragen? Der Gedanke war ihm ekelhaft. —

„Du, Naz, Du red'st ja gar nichts heute. Wi: war's denn in Holland unten?“ unterbrach seine Gedanken einer von den Burschen.

„Wie soll's gewesen sein, alleweil einerlei — wie sonst auch: wir hatten viel Wasser und liefen gut.“

Er schwieg wieder, das Reden fiel ihm schwer. Sein ganzes Sein bohrte sich auf den einen Gedanken fest: War sie ihm untreu; war sie treu?

Die Dunkelheit kam langsam über die waldigen Höhen geschlichen. Naz stand auf und ging die Dorfstraße entlang nach Hause. Ein paar Schritte vor seinem bescheidenen Heim traf er auf den Kollenberger Förster: ein schöner, schlanker Mann mit braunem, wildem Adlergesicht und sonnenhellen, blauen Augen.

Die beiden maßten sich von oben bis unten. Der Förster öffnete zuerst den Mund. Er schlug einen scherzenden Ton an: „Ei, der Naz. Auch wieder im Land? Na, morgen werd' ich einmal mit Dir um die Wette schießen. 's ist ja doch nur ein Kampf zwischen uns zweien; die anderen kommen ja gar nicht in Betracht.“

„Ja, hast recht. 's ist nur ein Kampf zwischen uns, und wer siegt, soll sie haben!“ schäumte Naz ganz unvermittelt hervor.

„Ist's wahr?“

„So, so, haben sie Dir's schon gepfiffen, die Klaffsbauern.“

„Mach darfst Du nicht fragen. Ich denk', die Bauern haben's Dir gesagt, ihnen kannst Du alleweil mehr glauben als mir.“

„Von uns ist einer zu viel auf der Welt, hörst Du, Grüner, einer!“

„Ich soll mich wohl mit Dir duellieren wie der Herr Graf mit dem Forstmeister. Dazu sind wir zu schlecht.“

„Weißt, ich kenn' da im Holländischen einen Matrosen, der erzählt immer von den Amerikanischen. Wenn die so was haben, da würfeln sie's aus, und wen's trifft, der setzt sich ein Kot Blei auf's Pulver und jagt sich's in den Rachen. Wir können's ja herauschießen am dritten Tag, wenn die anderen um Geld knallen.“

Sie sahen sich fest in die Augen, dann schüttelten sie sich die Hand. Die zwei Todfeinde besiegten ihren Paß wie Ehrenmänner.

Als der glöcker-Naz nach Hause kam, sprangen ihm seine Buben entgegen. Ein flüchtiger Sonnenstrahl glitt über das harte Gesicht; er nahm sie bei der Hand, trat in das Wohnzimmer, kniete vor dem Bilde des Heilandes nieder und murmelte leiser: „Unsern Eingang seg'ne Gott!“ Da kam auch schon die Amelei gesprungen. Er grüßte kurz und kalt. Sie verstand ihn gleich.

„Gibst auch was auf so ein Geschwätz?“

„Schon gut. Morgen ist das Pfingstschießen, da brauch' ich mein ruhiges Blut . . . nachher reden wir weiter!“

Am Pfingstsonntag nach der Kirche stellten sich die wehrhaften Bauern von Mönchberg zum Schützenzuge an. Schützenkönig war noch der glöcker-Naz. Er trug einen mächtigen Buschen am Hut, seine Büchse über der Achsel und einen langen Kavalleriesäbel an der Seite. Ein Trompeterchor eröffnete den Zug, der sich gemessen auf die Kollenburg bewegte, wo der Stand eingerichtet, Buden, Karoussells aufgebaut und Trinkhallen aufgeschlagen waren.

Um ein Uhr fiel der erste Schuß. Jeder schoß dreimal, und die zwei Besten konkurrierten in drei Meisterschüssen. Naz hatte nachlässig eine Kugel nach der anderen ins Schwarze gebrannt, der Kollenberger Förster nicht minder. Nun kam der Entscheidungskampf. Naz schoß gut, aber der Förster entrieg ihm mit der letzten Kugel den Sieg. Ein endloser Jubel brach los, der sich in ein höhnisches Luscheln verwandelte, als dem Brauche gemäß Amelei, die Schützenkönigin, dem Förster einen neuen Buschen überreichte und den Säbel umgürtete. Ein Kuß gehörte auch dazu. Aber Naz brüllte wütend: „Das leid' ich nicht!“ und so unterblieb es.

Am zweiten Pfingsttag war Naz sehr unruhig; er schoß so schlecht, daß er nicht einmal in den Entscheidungskampf kam. Der Förster erhielt auch den Becher.

Pfingstdienstag. Der Förster und sein Rival begegneten sich am Stand. Ueberlegenes Selbstvertrauen blüht aus den Augen des einen, kalte Entschlossenheit aus denen des anderen. „Nun, Grüner,“ ruft Naz, „komm, wir wollen's austragen.“

„Mir recht!“

Sie treten zum Stand. „Was wollt Ihr sehen?“ fragt

der Schreiber. „Gar nichts. Wir schießen um die Ehre.“ „Was geht nicht,“ erklärte der Schreiber.

„Na, zum Teufel, setzen wir doch ein Goldstück!“ wirft der Förster leicht hin.

„Aber es gilt?“ fragte Naz leise.

„Du hast meine Hand darauf!“

Drei Schuß sind ausgemacht. Die Scheibe hat zwei Duzend Ringe, das Zentrum trägt die Nummer vierundzwanzig. Wer mit der ausbedingenen Schußzahl die meisten Ringe erhält, der hat gewonnen.

Naz tritt zuerst an den Stand; er legt ruhig an; ein unmerkliches Zucken, es kracht, und zwanzig meldet der Anzeiger.

Der Förster hebt sein Gewehr; ruhig sieht die Mündung wie in einem Schraubstock. Der Schuß geht hinaus. Der Anzeiger wirft die Mähe in die Höhe. Vierundzwanzig! Der Kollenberger tritt lächelnd zurück.

Naz geht schnell heran, zieht den Kolben fest in die Schulter, läßt das Auge über den Lauf fliegen und drückt ab. Vierundzwanzig!

Der Förster faßt wieder Posto am Stand, sein Schuß geht schlecht hinaus. Zwanzig!

„Jetzt steht ihr beide gleich,“ bemerkt der Schreiber. Naz ist von eiserner Ruhe; er legt kalt an, sein Blick flammt wie ein Blitzstrahl nach der Scheibe. Der Schuß kracht... Dreiundzwanzig!

„Das kann ich noch besser machen,“ meint der Förster, aber er ist doch um einen Schatten blässer geworden. Naz sieht ihm ruhig zu; er beobachtet die Mündung und bemerkt, daß sie im Moment des Abdrückens einen Millimeter aus ihrer Stellung rückt. Aber der Schuß sitzt gut: er sah im Sonnenlicht den Einschlag ins Zentrum. Eine fieberhafte Spannung hält beide Schützen bis zur Meldung des Anzeigers. Da kommt er hervor. Er schwankt nicht die Mähe. Also nicht gesiegt! sagt sich Naz. Jetzt erscheint die Zahl der Ringe... Zweiundzwanzig!

„Herr Förster, Sie haben verloren,“ erklärt der Schreiber.

„Schon recht!“ antwortet dieser und dreht sich auf dem Absatz um.

Als er am anderen Tag noch nicht im Forsthaus eingetroffen war, machten seine Waldarbeiter sich auf die Suche. Sie fanden ihn ganz oben auf dem Gipfel des Tannenstübes: er hatte sich aus seiner ungetreuen Büchse eine Kugel ins Herz gejagt.



Vor einem New-Yorker Polizeigericht ereignete sich jüngst folgende lustige Geschichte: Der Polizist O'Slaherty brachte eine robuste Frau vor die Schranken. „Was ist Eure Klage, Polizist?“ fragte der Richter. — „Ich beschuldige diese Frau, einem Polizisten ein paar derbe Ohrfeigen gegeben zu haben.“ — „Wo ist denn der Polizist, der die Ohrfeigen empfangen, um Zeugnis abzulegen?“ fragte der Richter. — „Der Polizist bin ich, mir hat sie dieselben gegeben,“ sagte O'Slaherty. — „Haben Sie diesen Polizisten geschlagen?“ fragte der Richter. — „Jawohl, Ew. Ehren.“ — „Warum denn?“ — „Ei, er wurde unverschämt und wollte mich küssen. Ich hätte ihm das wohl erlaubt, aber er schien mir nicht nüchtern zu sein.“ — Der Richter runzelte die Stirn und hielt dem Polizisten eine lange Strafpredigt über das Trinken und ferner über die Unmoralität, deren der Polizist sich schuldig gemacht. — „Was das Trinken betrifft,“ sagte der Polizist, als endlich der Richter einen Augenblick innehielt, „so ist das nicht schlimm; ich kam von der Einweihungsfeier des neuen Stationshauses. Und vom Küssen werden Ew. Ehren auch besser denken, wenn ich Ihnen sage, daß die Verhaftete meine eigene Frau ist.“ — Der Richter war starr vor Verwunderung; als er endlich die Sprache erhielt, fragte er: „Eure eigene Frau? Und die habt Ihr arretiert, weil sie Euch ein paar hinter die Ohren gegeben?“ — „Ja, das ist etwas anderes. Sie hat mir schon oft eine gegeben, wenn ich im Zivilanzuge war, und ich habe mir nichts daraus gemacht, denn sie hat ihren Ehemann ge-

ohrfeigt; wenn ich aber in Uniform bin, dann bin ich Polizist, und ich darf doch nicht leiden, daß die Frau einen Polizisten schlägt, das verletzt ja die Achtung gegen die Beamten.“ Der Richter entließ lächelnd die Angeklagte, nachdem er sich versichert, daß O'Slaherty erst seit acht Tagen bei der Polizei angestellt war.

Bonapartistin und Legitimistin. Julie Récamier, die seltene Frau, die durch ihre Schönheit wie durch ihre Tugend so berühmt war, traf im Jahre 1821 in Rom mit der reizenden Königin Hortense zusammen. Beide Frauen kannten sich schon in Frankreich zur Zeit des höchsten Glanzes Napoleons des Ersten, in Rom aber durften sie nicht miteinander umgehen, weil die Bourbonen wieder allmächtig waren und Julie Récamier fürchten mußte, sich und ihre Freunde, zu denen Chateaubriand und der Herzog von Montmorency gehörten, aus der Gunst derselben zu verdrängen, wenn sie mit einer „Bonaparte“ verkehrte. Die beiden schönen Frauen liebten sich jedoch aufrichtig, und namentlich wollte die edle Récamier der gestürzten Königin nicht den Trost ihres Umganges entziehen; sie verabredeten deshalb heimliche Zusammenkünfte wie ein Liebespaar. Bald trafen sie sich tief verschleiert in irgend einer Kirche, bald im Koliseum oder in einer Gemäldegalerie. Einmal aber gingen beide ganz gleich gekleidet, in einem Domino von weißem Atlas mit Rosen bekränzt, auf einen Maskenball und machten sich das Vergnügen, fortwährend verwechselt zu werden. Der strenglegitimistische französische Gesandte war der Kavallerier der schönen Récamier, Jerome, Exkönig von Westfalen, der von Hortense. Ohne daß beide Herren es merkten, hatten die Damen ihre Rollen getauscht, und der Gesandte führte die Königin am Arm, Jerome die Récamier, wobei die Unterhaltung die pikantesten Wendungen annahm. Die Verwechseltungen erregten jedoch den Zorn des düpierten Diplomaten und mußten infolgedessen ihren unschuldigen, heimlichen Umgang aufgeben. Später hat die Königin Hortense, die den Glanz ihres Sohnes nicht erlebte, der Récamier den Spitzenschleier in ihrem Testamente vermacht, welchen sie bei den Zusammenkünften in Rom trug.

Woher das Lachen kommt.

Auf Erden war's noch wüst und leer,
Die Schöpfung war im Anfang schwer,
Und viel war noch zu machen.
Da machte Gott sich einen Spas:
Herr Adam ward. Und Gott, er sah's
Mit Lachen.

Groß war darauf des Adams Glück,
Als er sein eig'nes Rippenstück,
Eva, sah beim Erwachen.
Sie, unmodern, mit eig'nem Haar,
Ohn' Frack und Handschuh' er: Es war
Zum Lachen.

Wir alle wissen ja, wie's kam,
Daß man von Eden Abschied nahm
Und Adam kam in's Krachen.
Da sagte Gott: „Ich ging zu weit,
Die Armen soll'n — sie tun mir leid —
Noch lachen.“

Sie geh'n. Da zuckt ein Sonnenstrahl
Vom Himmel her mit einemmal.
Die Flamm' will er entfachen.
Die Flamm' der ew'gen Heiterkeit,
Die Menschensein zur Wonne weicht,
Das Lachen.

Sie denken des moral'schen Zweck's
Und seh'n sich plötzlich ganz perplex,
Weil sie ganz ohne Sachen.
Sie seh'n, daß es sehr komisch war,
Daß sie so aller Kleider bar
Und lachen.

Und so vergaßen sie ihr Leid
In ungehen'rer Heiterkeit,
So wollen wir's auch machen
Und wahren, wenn die Welt uns quält,
Was uns das Leben neu befeelt:
Das Lachen.